

Sektion 2 – Allgemeine Erziehungswissenschaft

Bericht zur Jahrestagung der Sektion 2 „Normativität in der Erziehungswissenschaft“ vom 8. bis 10. März 2017 an der Philipps-Universität Marburg, organisiert von Prof. Dr. Wolfgang Meseth und Dipl.-Päd. Karola Cafantaris

Problematisierungen von Normativität sind in der Pädagogik allgegenwärtig. Normativität ist in pädagogischen Diskursen dabei selten genuiner Ausgangspunkt der Überlegungen, jedoch häufig Diskurs konturierend. In Wissenschaft und pädagogischer Praxis, in alltäglicher Rede und öffentlich-programmatischer Hinsicht ist sie von zentraler Bedeutung für die Sichtweisen auf Erziehung und Bildung. In Bezug auf Pädagogik als Wissenschaft ist Normativität nicht nur Problem und Gegenstand der Allgemeinen Pädagogik, sondern aller ihrer Teildisziplinen.

Die Tagung, die mit weit über 100 Teilnehmenden überaus gut besucht war, griff diese Thematik systematisch auf. Neben den ausgewählten und im Folgenden beschriebenen Beiträgen traten dabei als Referierende auf: Frank Beier (Dresden), Carsten Büniger (Dortmund), Edgar Forster (Fribourg), Thorsten Fuchs (Gießen), Wiebke Hiemesch (Hildesheim), Manuela Pietraß (München), Thomas Rucker (Bern), Olaf Sanders (Hamburg), Sebastian Schinkel (Duisburg-Essen), Peter Vogel (Dortmund) und Stefan Weyers (Mainz).

1. Disziplin- und begründungstheoretische Zugänge

In seinen einleitenden Überlegungen machte Wolfgang Meseth (Marburg) zunächst auf die Allgegenwärtigkeit von Normativität aufmerksam. Diese zeige sich einerseits im Begriff der Norm, die Referenzmaße kennzeichnet und Entscheidungen ebenso wie Handlungen entlang von Kategorien wie beispielsweise richtig/falsch, gut/schlecht oder dürfen/nicht dürfen orientiert. Darüber hinaus verweisen Begrifflichkeiten wie Normierung oder gar Normalisierung auf Ordnungen der Macht, die nicht willkürlich seien, sondern der Begründung bedürften. Insgesamt sei ein Bedeutungszuwachs von Normativität auszumachen, der einem von Ungewissheit und Unsicherheit geprägten (post-)modernen Kontext entwächst. Die gestiegene Bedeutung von Normativität lasse sich dabei vor allem als ein ethisches Orientierungsbedürfnis verstehen, dass die Sein-Sollen-Problematik als Ausgangspunkt der Suche nach Gründen und Begründungen hat. Hiervon ausgehend lassen sich Meseth zufolge drei Ebenen unterscheiden, innerhalb derer Normativität für die Pädagogik als Wissenschaft eine zentrale Rolle spielt. Auf der Ebene des Selbstverständnisses der Pädagogik äußere sich die Frage nach Normativität in der Suche nach den Gründen und der

normativen Orientierung pädagogischen Handelns, weil Pädagogik in einem stetigen Verweisungszusammenhang zu ihrer Praxis steht. Spezifischer auf der Ebene der (empirischen) Forschung angesiedelt, stünde Normativität vor dem Hintergrund methodologischer Überlegungen im Fokus. Schließlich sei als dritte Ebene die epistemische Gestalt der Erziehungswissenschaft genannt, die mit der Frage nach der Genese und der Wirksamkeit von Strukturen pädagogischen Wissens Fragen aufwirft.

Mit einem Blick auf die eigene Disziplin eröffneten dann Johannes Bellmann und Nicole Balzer (Münster) die Tagung. In ihrem Beitrag „Die Erziehung der Theaterperspektive. Zur Kritik der Dichotomisierung von Pädagogik und Erziehungswissenschaft“ thematisierten sie den vollzogenen Wandel von der Pädagogik zur Erziehungswissenschaft und die damit verbundenen Normativitätsvorstellungen. Mit dieser terminologischen Wendung habe sich die Erziehungswissenschaft in eine Theater- bzw. Zuschauerperspektive gegeben, um eine klare Trennung zu ihrem Gegenstand aufrechtzuerhalten. In kritisch-distanzierter Position grenze sie sich damit bewusst von der als „normativ“ etikettierten Pädagogik ab.

Einen anderen Zugang verfolgte Ricarda Biemüller (Wuppertal) mit ihrem Beitrag „Auf der Suche nach dem erkenntnistheoretischen Ort der Normativität in der erziehungswissenschaftlichen Theoriebildung“. Mit einem Blick auf die neuere Wissenschaftsgeschichte legte sie dar, inwiefern Normativität im Zuge postmodernen Denkens als affirmativ missverstanden wurde und in gewisser Weise das Nicht-normativ-Sein zur Norm erhoben habe. Entgegen einen konsequent dekonstruktiven Vorgehen käme Normativität gegenwärtig dennoch wieder häufig in den Blick.

Bei Weitem nicht nur metaphorisch wiesen die Referenten Normativität damit als Frage des Einnehmens verschiedener, möglicherweise auch in sich widersprüchlicher Perspektiven aus. Normativität ist damit zunächst etwas, das nicht feststeht. Um die Frage nach der Möglichkeit einer Begründung von Normativität, auch vor dem Hintergrund postmodernen Denkens zu klären, diskutierten Jörg Ruhloff (Wuppertal), Frank-Olaf Radtke (Frankfurt am Main.), Christiane Thompson (Frankfurt/M.) und Daniel Wrana (Halle). Sie stellten heraus, dass Normativität in vielerlei Hinsicht selbst zum Gegenstand werden könne, so zum Beispiel als Kampf um Normierungsbefugnisse, als Antwort auf die Frage nach dem gesellschaftlichen Geschehen bei der Aushandlung von Normstrukturen sowie als Gegenstand verschiedener gesellschaftlicher Ordnungen. Einigkeit bestand vor allem darin, dass es nicht möglich sei, sich von Normativität zu distanzieren.

2. Bildungs- und familientheoretische Zugänge

Lothar Wigger (Dortmund) plädierte in seinem Beitrag „Die Frage eines normativen Bildungsbegriffs“ dafür, statt der Diskussion um Normativität eine Diskussion um Normierungen zu führen. Bildung verweise auf die Selbst-

konstruktion von Subjekten und auch die kompetenzorientierte Bildungsforschung, konkret am Beispiel PISA, ginge von einer bildungstheoretischen Grundlage aus. Diese sei nicht zuletzt deswegen normativ, weil Schülerleistungen an gesellschaftlichen Erwartungen gemessen werden.

Kontrastierend dazu erläuterte Dominik Krinninger (Osnabrück) in seinem Beitrag „Kritische Anmerkungen zur Vermeidung des Erziehungsbegriffs“ am Beispiel der Familienerziehung, warum es riskant sei, den Begriff Erziehung außer Acht zu lassen. Ausgehend von der Beobachtung, dass der Erziehungsbegriff in der gegenwärtigen Theoriebildung einen geringen Stellenwert einnimmt und zumeist auch keine weiterreichenden Überarbeitungen erfährt, argumentierte Krinninger für eine stärkere Beachtung von Erziehung im Verhältnis theoretischer Bestimmungen und mit Bezug auf empirische Praktiken.

Inwiefern Erziehung im familiären Kontext gesellschaftlichen Normen unterliegt, beleuchtete Jutta Ecarius (Köln) in ihrem Beitrag „Verantwortete Elternschaft und die Strategie des Optimierens“ anhand einer Betrachtung der aktuellen sozialwissenschaftlichen Familienforschung und empirischer Untersuchungen zur Rolle der Familie als Ratgeber in der Erziehung. Dabei stand insbesondere das Leitbild einer „verantworteten Elternschaft“ im Mittelpunkt der Betrachtung. Familiäre Erziehung unterliege hierbei vielfachen Anforderungen. Zugleich werde sie durchdrungen von gesellschaftlichen Ansprüchen und löse sich so aus dem Raum des Privaten.

Auf der operativen Ebene untersuchte Oliver Hollstein (Marburg) sich kommunikativ niederschlagende Normativität in Familie und Schule. Sein Beitrag „Zur Normativität pädagogischer Disziplinierungsformen. Ein Vergleich zwischen der kommunikativen Realisierung von Vorwürfen im Unterricht und in der Familie“ stütze sich dabei theoretisch auf das Konzept moralischer Kommunikation bei Bergmann und Luckmann. In methodischer Hinsicht wurde auf Methoden der Konversationsanalyse zurückgegriffen. Kommunikation könne dann als ‚moralisch‘ bezeichnet werden, wenn sie eine wertende Unterscheidung enthält, sich nicht auf partikuläre Fähigkeiten, sondern auf den ganzen Menschen richtet und zudem dessen Ansehen infrage stellt. Abgesehen von einer generellen Kontextanpassung der Handelnden seien vor allem Unterschiede im Legitimationsaufwand für disziplinierende Kommunikation in der Familie und der Schule zu beobachten.

3. Methodologische Zugänge

In methodologischer Hinsicht erörterten Martin Heinrich und Kathrin te Poel (Bielefeld) „Grenzen des Anerkennungstheorems als normative Grundlage einer Theorie der Bildungsgerechtigkeit? Analysen am Beispiel der Habitusreflexion angehender Lehrkräfte“. Im Vergleich zur Vorstellung von Bildungsgerechtigkeit als messbarer Leistungsgerechtigkeit könne das Theorem der Anerkennung in interaktionstheoretischer Form eine sinnvolle Alternative für die normative Grundlage von Bildungsprozessen darstellen. Ausgehend

von der Annahme, dass sich Gerechtigkeitsvorstellungen habituell verankern, untersuchten Heinrich und te Poel, inwiefern angehende Lehrkräfte diese für sich reflektieren.

In anderer Form thematisierte Robert Kreitz (Chemnitz) den Zusammenhang normativer Vorstellungen mit methodischen Überlegungen im Beitrag „Normative Implikationen der erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung“. Ihm zufolge unterliegt die rekonstruierende Untersuchung von Bildungsprozessen sowohl forschungsmethodischen als auch gegenstandsbezogenen Normen, sei es in der (interessegeleiteten) Auswahl von Gegenständen, der wertenden Interpretation biografischer Prozesse oder der Zuschreibung einer etwaigen bildungstheoretischen Bedeutsamkeit dieser Prozesse.

Der Tagungsband der 8. Sektionstagung vom 9. bis 11. März 2015 in Gießen zum Thema Bildung und Teilhabe ist veröffentlicht:

Miethe, Ingrid/Tervooren, Anja/Ricken, Norbert (Hrsg.) (2017): Bildung und Teilhabe. Zwischen Inklusionsforderung und Exklusionsdrohung. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13771-7>.

Der Sprecher*innenkreis der Sektion setzt sich ab sofort aus Robert Kreitz (Chemnitz), Christiane Thompson (Frankfurt/M.), Wolfgang Meseth (Marburg) und Jörg Zirfas (Köln) zusammen. Jörg Zirfas übernimmt das Amt des Sektionssprechers und Christiane Thompson das Amt der Kassenwartin.

Christoph Röseler (Erlangen-Nürnberg)